
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 195 Bydgoszcz / Bromberg, 27. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Ich frage mich immer wieder: Darf ich Diana trauen? Darf ich ihr überhaupt je trauen? Ist auch dies wieder eine neue Lüge? Was aber bezweckt sie damit? Will sie sich in unserem Haus festsetzen, um uns desto sicherer zu verderben? Kämpft sie für oder gegen Natas? Ist diese wunderbar schöne Frau ein dämonisches Wesen, das Vernichtung sinnt — oder vielleicht doch selbst nur ein armes, gehetztes Wild?

„Wer", fragt Willy erbarmungslos, „Lady Gonzaga, wer hat gestern Jean erschossen? Sie?"

„Nein!" ruft Diana leidenschaftlich. „Sie glaubten, ich? Sie wissen es nicht? Oh, wie verblendet! . . . Natas selber war es!"

„Also sahen wir nicht ihr Flugzeug?"

„Nein — seines! — Jean, der Pilot, hat sterben müssen, weil er zuviel von Natas gewußt hat. Seine Zeit war um."

„Und Sie, Mylady? Warum verschwanden Sie so plötzlich? Warum verließen Sie uns heimlich, ohne sich uns noch einmal zu zeigen?"

„Ich mußte selbst vor Natas fliehen. Ich hatte plötzlich ein Gefühl, als ob Natas kommen werde. Ich eilte in den Park, sah ihn, wollte ihn von euch fernhalten. Da schoß er Jean nieder. Jetzt durfte er weder mich noch euch erblicken — er hätte uns alle getötet. So aber blieb er ohne Ahnung von unserer Anwesenheit. Ich lief die halbe Nacht durch Dickichte und über Landstraßen, bis ich in einen Ort kam, wo ich einen Wagen mieten konnte. Wissen Sie, was das heißt, Fred Jansen? Und für wen?"

Aber jetzt kann auch ich mich nicht länger beherrschen. Ein Widerspruch in Dianas Tun hat mir immer ihr Bild verzerrt.

„Diana!" rufe ich. „Wenn Sie Natas hassen — warum haben Sie überhaupt für ihn Partei ergriffen?"

„Wann?" fragt sie bestürzt.

„Vorgestern! Als Sie mich baten, ihm vierundzwanzig Stunden Waffenstillstand zu gewähren."

„Es ist wahr, Fred — damals war ich unaufrichtig zu Ihnen. Aber nur, weil ich selbst sondieren mußte, Sie sondieren, Ihre Stellung zu Natas!"

„Und dann, Diana! Sie haben mich gewarnt, meine Loge im Theater wieder zu betreten, weil mir dort der Tod drohe. Warum haben Sie mir nicht gesagt, welcher Tod?"

„Ich habe es nicht gewußt."

„Und warum, Lady Diana, wenn Sie an Natas eine Strafe zu vollziehen haben, haben Sie ihn nicht ausgeliefert, als Sie Mitwisserin seines Attentatplanes auf den Staatspräsidenten wurden?"

„Ich habe ihn ausgeliefert."

„Wieso?"

„An Sie, Fred! . . . Und an die Staatspolizei!"

„Aber ohne Erfolg!"

„Ich habe kein Material gegen ihn. Alles ist auch bei mir nur Kombination, Schlußfolgerung, Vermutung — wie bei Ihnen, Fred! Im Kampf gegen Natas bin ich unterlegen. Selbst wenn ich seinen Mord an Jean, den ich gesehen habe, der Polizei berichten und beschwören wollte, würde es nur mit meiner Verhaftung enden; denn Natas hat mich angeklagt. Oh, ich weiß, ich muß Ihnen unheimlich erscheinen, Fred. Weil ich mich von Natas lieben ließ. Sie sehen in mir eine Delila, die den blendete, der sie liebte, eine Judith, die das Haupt dessen abschlug, der sie liebte. Oh, ich werde nie, nie glücklich sein dürfen! Jetzt aber", klagt Diana, „werde ich dem zum Opfer fallen — den ich opfern hätte sollen!"

„Diana," sage ich, „bleiben Sie hier! Unser Haus bietet Ihnen Gastfreundschaft und Schutz. Niemand wird Ihre Anwesenheit erfahren."

„Danke, Fred!" haucht sie.

„Lady Diana — Viktor führt Sie in ihre künftigen Wohnräume. Er wird für alles sorgen."

Wir sind allein.

„Was sagst du, Willy? Hätte ich Lady Diana nicht aufnehmen sollen? Hat sie Wahrheiten berichtet — oder sehr gute Ausreden? Bin ich ein Gentleman oder ein Idiot?"

Willy zuckt die Achseln.

„Diese Frage wird dir später Lady Diana selber beantworten."

Marion und ihr Vater nehmen das zweite Frühstück bei uns in heiterster Stimmung.

Vielleicht trägt dazu das Gelöbnis bei, das wir jeder lachend abgelegt haben: Bei der Mahlzeit kein Wort über die Tagesereignisse zu reden.

Zuweilen aber bedrückt mich der Gedanke: Ich habe vor Marion jetzt ein Geheimnis. Ich verschweige ihr, daß Lady Diana bei uns ist. Und ich muß es ihr verschweigen, weil ich es Diana versprochen habe.

Wenn nur dieses Schuldgefühl nicht wäre!

Beim Abschied drückt Marion meine Hände länger als sonst, inniger — und bang.

„Was ist dir, Marion?"

Sie blickt mich traurig an. Sie, Marion, die immer Frohe, immer Mutige!

Dann flüstert sie — zu meinem Entsetzen:

„Diese Angst, Fred! Diese schreckliche Angst!"

Willy kommt mit einer Karte herein.

„Was glaubst du, Fred, wer vorgefahren ist?"

„Laß sehen, Willy!"

Auf dem kleinen, weißen Blättchen steht in Goldlettern:

Sergis Natas

Und auf der Rückseite handschriftlich:

„Wollen Sie mich empfangen?"

„Das ist doch die höchste Frechheit!" sagt Willy.

„Du wirst ihn doch nicht zu dir lassen, Fred?"

„Warum nicht, Willy?"

„Du trittst dem Tode gegenüber!"

„Aug' in Aug', Willy! Das ist normaler Kampf. Ich ziehe ihn dem Kampf gegen einen Feind, der im Hinterhalt liegt, vor. Übrigens wird gar nichts geschehen. Eine Kriegführung Mann gegen Mann ist nicht Natas' Geschmack. Sie liegt ihm nicht. Wenn die Chancen auf beiden Seiten gleich stehen, riskiert er ebensoviel wie sein Gegner, und das erscheint ihm als unsicheres Geschäft. Du wirst sehen, es wird ein ganz korrekter Besuch sein. Wir wollen uns anhören, was Natas uns zu sagen hat!"

„Vielleicht will er sich nur selbst überzeugen, für welche Stockwerke unseres Hauses er seine Bomben berechnen muß."

„Das weiß er auch so, Willy!"

Natas nickt, eintretend, oberflächlich höflich und ruft sogleich:

„Jansen! Ist Lady Diana bei Ihnen?"

„Sind Sie nur gekommen, mich danach zu fragen, Natas? Kommt Ihnen das nicht lächerlich zwecklos vor? Denn angenommen, Lady Diana wäre bei mir, so würde ich doch natürlich auf Ihre Frage „nein" antworten. Und Sie würden es ebenso natürlich nicht glauben. Sage ich aber wahrheitsgemäß „nein", weil sie nicht bei mir ist, so glauben Sie es mir ja doch ebensowenig. Warum fragen Sie also?"

„Auch aus Antworten läßt sich zuweilen eine Antwort entnehmen. Auch Lügen können Wahrheiten enthalten."

„Nun, was hat Ihnen dann meine Antwort gesagt, Natas?"

„Jedenfalls danke ich Ihnen dafür!"

Aber er geht noch nicht.

„Übrigens," bemerkt er, „so nebenbei, Jansen! Überlegen Sie sich, was ich jetzt anrege! Sie brauchen sich ja nicht sofort zu entschließen! Unbeschadet dessen, daß Sie auf Frieden tipen — und ich auf Krieg —, könnten wir beide uns nicht alliieren, anstatt uns zu bekämpfen? Jetzt steht die Sache so: Kommt kein Krieg, gewinnen Sie — und ich verliere! Kommt einer, geschieht das Gegenteil! Wenn aber Ihr elektrisches Zeug und mein Öl ein Konzern sind, gewinnen wir auf alle Fälle!"

Ein echter Natas-Vorschlag!

„Die Entscheidung liegt nicht bei uns allein", entgegnet Willy diplomatisch.

„Bei wem denn?"

„Bei German May!"

Natas winkt zum Abschied.

„Lassen Sie mich sie bald hören!" ruft er über die Achsel zurück.

Sowie die Tür zu ist, geht Willy zum Diktaphon.

„Schade um die Walze", murmelt er ärgerlich. „Ich habe das ganze Gespräch aufgenommen, aber dieser Satan hat nicht ein Wort gesagt, das für ihn verfänglich wäre!"

Einstündige Pause in unserem Rennen — für unsere Verlobungsfeier. Das heißt, das Rennen geht auch unterdessen weiter, ein Stab, eine Armee von Köpfen arbeitet für uns — gegen Natas, jagt, hetzt nach Beweisen, die ihn stürzen sollen.

Unser Flugzeug nimmt Kurs auf Harders Haus. Willy lenkt.

„Weißt du," sagt er, die Augen starr nach vorn gerichtet, „was mich eigentlich wundert?"

„Nun?"

„Daß wir noch immer leben!"

„Eigentlich — ja!"

„Bei den Mitteln, welche unseren Feinden zur Verfügung stehen — und bei der Dringlichkeit, welche unser Ableben erfordert. Wir gehörten, um mit Natas zu denken, längst nicht mehr hierher! Wir sollten verdunstet sein, zerstäubt, aufgelöst! Sein höllisches Gold rollt ja auch in unserem Hause. Man sollte also meinen, es sei nicht allzuschwer."

„Ich verstehe es auch nicht, Willy. Warum läßt man so viele Chancen ungenützt?"

„Jetzt zum Beispiel: könnte nicht bei unserer Landung von irgend woher ein Gewehr auf uns knallen? Wozu hat man gelernte Scharfschützen? Wenn man uns bei unserem letzten Besuch bei Harder von den Nachbardächern photographieren konnte, kann man uns heute ebensogut auch von dort totschießen."

„Male den Teufel nicht an die Wand!"

„Oder — unser Flugzeug gerät in Brand? Unser Auto zeigt plötzlich einen Bruch der Lenkstange?"

„Vielleicht war Natas einstweilen mit zu vielen Aufgaben beschäftigt. Er hatte noch nicht genug Konzentration für neue Versuche nach den bisher fehlgeschlagenen. Sicher wird er das Versäumte nachholen, so rasch er vermag. Es ist ja schließlich auch die höchste Zeit dazu."

„Ja! Denn morgen um diese Zeit muß unser Kampf ausgekämpft sein."

„Aber wie kommt es, daß unser Haus durch vierzig Jahre nur Ehrenämter unter seinen Arbeitern gehabt hat, und jetzt gibt es eine Bestechung nach der andern? Jeden Tag? Vorgestern Guérin, gestern Beck, wer es heute sein wird, weiß ich noch nicht. Sicher ein besonders überraschender Fall, vielleicht ich selber!"

Willy lacht, aber er wird gleich wieder ernst.

„Den Grund der Bestechungserfolge kann ich dir sagen. Kein Charakterwechsel der Menschen ist daran schuld, sie waren die ganzen vierzig Jahre lang dieselben. Der Erfolg ist ein psychologischer. Eine Analyse, durch die man den Preis eines jeden Menschen erfahren kann."

„Nicht eines jeden Menschen, Willy!"

„Vielleicht doch! Verschieden ist nur jeweilig die Höhe des Betrages und die Valuta, die gewünscht wird. Bei dem einen genügt entsprechend viel Gold, bei dem andern Versprechungen für das Glück der Menschheit, auch wenn diese Versprechungen auch nur auf dem Papier stehen, bei einem dritten Aussicht auf Ruhm, auf Bewunderung, es gibt Männer, bei denen muß ausschließlich in Weibern gezahlt werden, so wie bei den Orientalen. Und bei dir, Fred, müßte vielleicht Marion den Kaufschilling bilden, damit man dich herumbekommt! Oder schließlich auch Diana?"

„Höre, Willy, du hast ja eine schöne Meinung von mir!"

„Versteh mich recht! Würdest du nicht für Marions Leben eine Welt hingeben? Dich selber verraten, um sie zu retten? Bei Guérin und Beck hat eine entsprechende Summe Geldes genügt. Natürlich in ganz anderem Ausmaß, als sie bisher bei solchen Versuchen üblich war. Bei Guérin kennen wir ja die Ziffer, die Natas gezeichnet hat. Und was aller Voraussicht nach heute noch erfolgen wird — denn geschehen wird etwas —, wird sich auch sehen lassen können. Es geht für Natas heute um alles, um Sein oder Nichtsein. Es kommt sein letzter Einsatz, sein letzter Trumpf. Der muß ihn retten."

„Du hast ein glückliches Temperament, Willy."

„Warum?"

„Weil du zu dem lächelst, was du verkündest."

„Lächelst du vielleicht nicht, Fred?"

„Doch!"

„Und gleichwohl wissen wir beide nicht, wie lange uns Natas noch gestatten wird, zu lächeln. Aber hat es nicht seinen Reiz, einer gefährlichen Zukunft gegenüber heiter zu sein?"

„Kampf ist Leben, Fred! Leben ist Kampf! Wir stehen nicht inmitten einer Welt von Engeln."

Das Festbankett findet im gotischen Saale statt.

Alle Gründer der neuen „May-Werke" sind anwesend, alle Finanzgrößen, mit denen wir vorgestern im Pryce-Hotel zusammen waren, samt ihren wunderschönen Frauen.

Nur German May fehlt. Der arbeitet unausgesetzt, hat nicht einmal für meine Verlobung Zeit, ißt und schläft sogar in unserem Laboratorium.

Marion sitzt zu meiner Rechten, schön wie ein Traum.

Ist sie glücklich?

Einmal frage ich Marion verstohlen:

„Ist dir noch bange, Liebste?"

Sie schüttelt lächelnd den Kopf.

„Nicht mehr, Fred! Hier nicht! Nur in deinem Hause! Ist das nicht sonderbar?"

In Trinksprüchen und Glückwünschen werden wir gefeiert — Marion als die schönste Frau der Welt, ich als ihr beneidenswerter Besitzer.

Wenn ich nur nicht immer an Diana denken müßte! Sie, die sich in meinem Hause verbirgt! Marion fühlt sie dort, so wie ein edles Wild die Nähe eines unsichtbaren Panthers spürt.

Oder — tue ich Diana unrecht?

(Fortsetzung folgt.)

Russisches Idyll auf dem Waggondach.

Von Julius Zaymus.

In der unendlichen russischen Einöde kam der Eisenbahnzug langsam, zögernd vorwärts. Abgewetzte, schmutzige Waggons, eine zusammengepferchte Menge, die größtenteils aus Soldaten bestand.

Auf der vorigen Station waren uniformierte Männer von der Tscheka aufgestiegen und hatten die Bauern zum Teil aus dem Innern der Wagen hinausgetrieben. Sie fluchten, klagten und stießen mit dem Gewehrkolben. Wer den Mut hatte, kroch auf die Waggondecke und ließ sich dort nieder.

Ein schneidendkalter Wind blies, aber es war fast noch immer besser, als drinnen im Dunst und Gestank. Ein mächtiger GPU-Mensch mit einem mongolischen Gesicht stieg auch hinauf; für sein Körpermaß und seine Lunge war der Wagen zu klein. Er stand gerade mit auseinander gespreizten Beinen da und blickte dem Rauch und Wind entgegen.

Auf dem Dach befanden sich noch sechs Personen, außer dem Riesen mit dem Mongolengesicht. Ein Marktweib mit Körben, zwei abgelebte Mädchen und zwei Männer, die einmal bessere Tage gesehen haben mochten. In den Fetzen gehüllt saßen sie, soweit von einander, als es der enge Platz nur gestattete. Das Marktweib suchte in ihren Taschen, sogar den Unterrock durchstöberte sie, aber was sie suchte, das konnte sie nicht finden. Sie wurde immer ungeduldiger, schließlich brach sie los:

Oh, heilige Jungfrau von Kasan! — jemand hat meine zehn Rubel gestohlen. Am Markt verkaufte ich Salat und das Geld tat ich in diese Tasche. Jemand hat es gestohlen. Gott soll ihn strafen. — Verzweifelt blickte sie um sich, dann zeigte sie auf einen Burschen, der am Rand der Decke saß.

— Der dort war vorhin neben mir, der Galgenstrick! Sicher hat er es gestohlen.

— Gehst du von mir, du du . . . — schrie das Weib — mein Geld hast du gestohlen und jetzt wagst du noch mich anzurühren.

Der Junge hatte noch nicht Zeit gefunden, die Frau zu schlagen, als der mit dem Mongolengesicht mit zwei Schritten zwischen den beiden stand.

— Mit Dieben verstehe ich umzugehen, — sagte er lachend — darin habe ich mir große Übung angeignet. Komm nur her!

Der Bursche wurde im Moment totenbleich. Der Riese packte ihn mit einem mächtigen Griff, die linke Hand drückte er ihm an die Gurgel, mit der Rechten preßt er den Unglücklichen an sich. Und dann bricht er ihm mit einem Krach den Rücken entzwei. Der Junge brüllte auf und in der nächsten Sekunde stürzt er leblos vom Waggon.

Entsetzt blickt das Marktweib und wird still. Nur die Raben krächzen über ihren Köpfen. Der mit dem Mongolengesicht steht, als ob gar nichts geschehen wäre.

Das Marktweib sucht noch immer und der Zug fährt pustend weiter.

Eine gute Zeit lang schweigen alle. Dann rief das Weib auf einmal:

— Oh Gott, hier sind meine zehn Rubel, sie waren im Taschentusch eingeknüpft.

Die anderen geben keinen Laut. Blöd und gleichgültig schweigen sie. Nur der Mongole lacht auf.

— So, Mütterchen, das Geld ist also da, da kannst du also gleich nachgehen und ihm sagen, daß er nicht der Dieb war.

Die Frau schrie auf und wollte vom Waggon herunterspringen, aber der Mann packte sie fest. Die linke Hand legt er ihr auf die Gurgel, mit der Rechten umarmt er sie . . . und nachher rattert und pustet der Zug weiter.

Jetzt sind nur mehr vier auf dem Waggon außer dem Mongolen. Der steht wieder wie vordem mit gespreizten Beinen da, wie wenn nichts geschehen wäre und sieht dem schneidendkalten Wind entgegen. Grausamkeit und Hochmut ist in seinem Gesicht und das volle Bewußtsein seiner Kraft. Auf einmal greift er nach seinem Auge und beginnt zu brüllen. Glühende Asche war ihm ins Auge geflogen und er mochte großen Schmerz fühlen, denn in seiner Pein sprang er hin und her. Da trat der eine von den zwei Männern zu ihm und sagt:

— Tovarisch, ich nehme die Asche aus deinem Auge heraus.

Der Mongole neigt sich zu ihm herunter und hält sein rotes Auge hin.

— Nimm sie heraus, denn ich werde blind!

Der Mann beugt sich nahe zu ihm hin, mit seiner schmutzigen Hand hebt er das Augenlid empor und mit einem starken Stoß gräbt er seine Nägel in das Auge hinein.

Der Riese brüllt auf, schwankt nach rückwärts und in der nächsten Sekunde fällt er, wie ein Sack vom Waggon herunter. Der Zug fährt weiter, die Raben bleiben zurück und die beiden Mädchen lächeln. Dann nähern sie sich einander. Sie sprechen nicht, aber irgendwie fühlen sie, daß sie ein und dasselbe denken.

Aus dem Ungarischen übersetzt von
Maria E. Glück, Budapest.

Dreimal Augenarzt.

Heiteres Erlebnis von Hubert Saget-Hamburg.

Neulich besuchte mich mein Freund, vor drei Jahrzehnten mein Klassenkamerad in Bonn, heute Augenarzt am Rhein, dementsprechend humorvoll, wenn auch nicht ohne Selbstbewußtsein . . .

Der Doktor läßt sich von mir die Hansestadt zeigen. Am Abend landen wir (natürlich!) auf der Reeperbahn in St. Pauli. Dort führe ich ihn in eine der Seitenstraßen zwischen Spielbudenplatz und Hafen, und bald sitzen wir bei ortsüblichem „Köm un Brunbeer“ in einer kleinen, verräucherten Wirtschaft, die von landfein gemachten Janmaaten dicht bevölkert ist. Neben uns lassen sich zwei „basche Jungs“ nieder.

Es dauert nur wenige Minuten, dann sind wir mitten in einer angeregten Unterhaltung und erfahren, daß die beiden morgen wieder raus gehen, d. h. daß sie zur Besatzung eines Dampfers gehören, der morgen nach Buenos-Aires abfährt.

„Sind Sie Matrosen?“ frage ich.

„Ich bin Vollmatrose“, antwortet der Ältere und Lebhaftere, „aber mein Freund Fietje hier ist kein Seemann. Der fährt man bloß als Augenarzt mit.“

„Als was?“ erkundigt sich mein Freund. Er glaubt, nicht recht verstanden zu haben.

„Na ja: als Augenarzt“, entgegnet der Vollmatrose, „sonst ist Fietje Kesselschmied auf der Werft. Aber nun will er seinen Bruder in Argentinien besuchen. Das Fahrgeld ist ihm zu teuer, und so arbeitet er sich eben rüber.“

„Erlauben Sie mal“, sagt mein Schulkamerad, „ich bin Augenarzt, aber ich habe noch nie gehört, daß ein Kesselschmied . . .“

Der Vollmatrose — Heini heißt er — läßt sich nicht beirren. „Tjä, das ist bei die christliche Seefahrt auch ganz was anners als an Land. Da können sie auch unstudierte Leute brauchen; nöch, Fietje?“

Fietje verzieht keine Miene. Zwischen zwei bedächtigen Zügen aus seiner kurzen Pfeife nickt er nur, als wenn er die selbstverständlichste Sache der Welt bestätigen will. In seinen wasserblauen Augen glaube ich allerdings ein sekundenlanges, schalkhaftes Zucken zu bemerken.

Der Doktor kennt den „drögen“ Humor der Hamburger noch nicht. Deshalb verlegt er sich auf weitere, sozusagen fachmännische Fragen.

„Sie sind wohl im Nebenberuf Heilgehilfe oder — Sanitäter bei der Marine?“

Statt einer Antwort erhebt sich Hein stumm von seinem Platz. „Ich werde Ihnen das Amt von Fietje man praktisch verklaren.“

Er verhandelt an der Tonbank mit der wohlbeleibten Wirtin. Dann erscheint er mit einer großen — Kartoffel.

„Fietje, mok di kloar!“ sagt er zu seinem Kumpan.

Beide ziehen ihre Taschenmesser hervor, und während Fietje zunächst sich abwartend verhält, beginnt Heini, ganz feine, dünne Schalen von der Kartoffel zu lösen. Dabei redet er langsam und deutlich:

„Nun stellen Sie sich man vor, ich bin eine Kartoffel-Schälmaschine. Bei uns an Bord gibt es drei so Dinger. Die bearbeiten täglich ein paar Zentner. Das geht wohl ganz fix, nöch? Bloß denken kann die Maschine nicht. Dafür müssen Menschen da sein. Und auf unserem Kasten gibt es drei Menschen, die bei die Kartoffeln das Denken besorgen. Einer davon ist Fietje.“

Die sorgfältig abgepellte Kartoffel wechselt von der Hand Heinis in diejenige Fietjes. Der setzt nun sein eigenes Messer in Betrieb und — denkt. Vorsichtig sticht er der Kartoffel ein „Auge" nach dem anderen aus.

„So arbeite ich als Augenarzt an Bord", erklärt er mit einem breiten Grinsen, „das ist gewissermaßen meine Dienstbezeichnung unter Kameraden. Offiziell heiße ich Kochmaat."

Allgemeines Gelächter folgt diesem Anschauungsunterricht. Und — eine Runde, die mein Freund in edler Aufwallung stiftet.

„Prost, Herr Kollege!" sagt er in heiterster Stimmung und stößt mit Fietje an. —

Als wir „auf der Reeperbahn nachts um halb eins" wieder der Altstadt zustreben, treffen wir — welch ein Zufall! — meinen Hamburger Freund Richard, der es ebenso faustdick hinter den Ohren hat wie Heini und Fietje.

Als der die Geschichte von dem Augenarzt hört, schmunzelt er: „Ja, wenn das so ist, dann haben Sie aber noch einen hanseatischen Augenarzt kennen zu lernen. Kommen Sie mit!"

Wir lassen uns in Schlepptau nehmen und betreten eine kleine Bar. Als wir auf den hochbeinigen Stühlen vor dem „Kanter" Platz genommen haben, bestellt Richard mit betonter Herzensruhe: „Bitte dreimal Augenarzt!"

Der Doktor betrachtet mit einigem Mißtrauen das rotgelbe Getränk, das uns der Mixer zurechtschüttelt, läßt es dann aber mit sichtlichem Behagen durch die Kehle rinnen.

„Den Hamburger Sprachgebrauch kenne ich zwar jetzt schon etwas besser", meint er, aber warum dieses Getränk ausgerechnet Augenarzt heißt, ist mir unerfindlich."

Der Mixer gibt mit norddeutscher Gelassenheit die Antwort: „Wenn ein Mensch nach einem Reeperbahn-Bummel ordentlich schlafen will, dann nimmt er klugerweise als vorletztes Getränk ein Glas Augenarzt. Das schließt ihm dann sicher das Auge."

„Und was nimmt er als letztes Getränk vor dem Zubettgehen?"

„Selbstverständlich noch ein Glas Augenarzt — für das andere Auge!"

Da erklärt mein Schulkamerad mit feierlicher Miene: „In Hamburg gefällt es mir gut. Aber ich möchte mich als Augenarzt hier nicht niederlassen. Die Konkurrenz ist mir zu groß!"

Waldarbeiter.

Wenn er abends kommt, vom Holzfälltag ermüdet,
ist mit vielen Zeichen noch der Wald an ihm.
Seine Säge, die den Baum zerschnitten,
tropft sie nicht vom Herz des alten Vaters
dieser Wälderwildnis? — Und die Hände
kleben noch vom goldenhellen Blut des Holzes,
und am Hut, der wie der ganze Mann nach Grün riecht
und nach weißen, blätterzarten Spänen
und nach Schweiß und Mittagsfeuer,
steckt voll starkem Duft ein Zweiglein
wie ein Zeichen, das der Wind bewegte,
Liederfüllte fiel dem hellen Beile, — er,
der Vöglein, Mardern und dem Flammenblitz des Eichhorns
und dem Trommelschlag des Spechtes
Wohnung gab im Haar des Laubes
und den Hirschen wenn sie ruhten, Schatten —
noch im Tod verströmt er seinen Reichtum,
eine letzte grüne Ahnung seines Wesens.
Zapfen holt der Mann aus seiner Tasche,
schenkt sie seinem kleinen Sohne,
schenkt ihm auch ein leeres Nestchen,
das dem Sturm entfiel im Schwanken.
Seiner Frau bringt er die Späne,
die wie Schnee im Dunkel leuchten.
Und im Schlaf hört noch der Waldarbeiter traumschwer
dieses Baumes Brüder rauschen.

Walter Bauer.

 **Bunte Chronik** 

Platin war einmal Münzmetall.

Platin war schon seit langem den Menschen bekannt. Aber erst Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Platinbarren hergestellt und auf den Markt gebracht. Die neu entstandene Platinindustrie verdankte ihre Entwicklung dem englischen Chemiker Wollanston. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde in Rußland in der Nähe von Nishnij-Nowgorod der erste große Platinklumpen gefunden, der das Gewicht von 12 Kilogramm hatte. Im Jahre 1831 kamen in Rußland die ersten Platinmünzen in Umlauf. Diese Münzen, die ungefähr die Größe unseres Talers hatten, wurden von der Regierung mit drei Rubel bewertet. Sie blieben nur 25 Jahre im Verkehr. Da der Platinpreis inzwischen sehr gestiegen war und dieses Edelmetall auf den Weltmärkten höher als Gold bewertet wurde, zog die Russische Regierung die Drei-Rubelmünzen, die inzwischen einen zehnfachen Wert erreicht hatten, ein.

*

Die unzerbrechliche Brille.

Heute will man nicht nur am Kraftwagen die unzerbrechliche Fensterscheibe haben. Auch die Brille, die das menschliche Auge stärkt, soll eines solchen Schutzes teilhaftig werden. Und zwar benutzt man zu diesem Zweck Kunstharz. Über die Erfolge dieser Bestrebungen ist leider noch nichts Abschließendes zu sagen. Es handelt sich um das Patent eines Holländers, um das sich gegenwärtig die Engländer bemühen. Der Erfinder will ganz allgemein jegliche Linse aus diesem Stoff herstellen, dem er nicht allein Unzerbrechlichkeit nachrühmt. Angeblich ist er auch erheblich billiger als Glas. Selbst hinsichtlich der optischen Eigenschaften steht das von ihm gepreßte Kunstharz angeblich dem Glase nicht nur gleich, sondern soll es sogar noch übertreffen. Das sind recht vielversprechende Aussichten. Ob sie nun auch wirklich zu dem erhofften Ziel führen, bleibt allerdings abzuwarten, da die bisherigen Versuche noch kein endgültiges Urteil gestatten.





„Weshalb sitzt du da und grinst, Junge?"

„Hihi, du hast mich vergessen und wäschst jetzt Peter zum zweiten Mal!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.